

Anna Kim

DER SICHTBARE FEIND

Die Gewalt des Öffentlichen
und das Recht auf Privatheit

Das Verhör ist ein schwarzes Loch, das mit aller Gewalt Zeit an sich rafft; diejenigen, die es gefangen hält, sehen sich mit einem Zustand der Befragung konfrontiert, dessen Zeitlosigkeit eine Unendlichkeit suggeriert, die unerträglich ist: die Unendlichkeit der Hölle.

Residenz Verlag

Anna Kim

Der sichtbare Feind

Die Gewalt des Öffentlichen
und das Recht auf Privatheit

Aus der Reihe »UNRUHE BEWAHREN«

Residenz Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek: Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

www.residenzverlag.at

© 2015 Residenz Verlag
im Niederösterreichischen Pressehaus
Druck- und Verlagsgesellschaft mbH
St. Pölten – Salzburg – Wien

Alle Urheber- und Leistungsschutzrechte vorbehalten.
Keine unerlaubte Vervielfältigung!

ISBN eBook:
978-3-7017-4500-5

ISBN Printausgabe:
978-3-7017-1639-5

Inhalt

Die errechnete Gegenwart

- 1. Zufälle**
 - 2. Berechenbare Zukunft**
 - 3. Der unsichtbare Feind**
- Anmerkungen**

Der sichtbare Feind (I)

- 1. Codename Betty Grey**
 - 2. Im Visier**
 - 3. Das Verhör**
- Anmerkungen**

Der sichtbare Feind (II)

- 1. Die allzu Sichtbaren**
 - 2. Die Schattensprache**
 - 3. Die Tyrannei der Sichtbarkeit**
- Anmerkungen**

Ausgewählte Literatur

Die errechnete Gegenwart

*Nur der Dschungel gebärt und verwest,
wie die Natur will. Der Mensch plant.*

Max Frisch, *Homo Faber*

1. Zufälle

Ich wollte ursprünglich mit einer Neuerzählung der ersten Seiten aus *Homo Faber* beginnen; ich wollte erzählen, wie Walter Faber es schafft, sich während einer Zwischenlandung auf einer öffentlichen Toilette zu verstecken, sodass das Flugzeug ohne ihn weiterfliegen muss, und er über Umwege und Zufälle auf seinen besten Freund trifft, der ihn wiederum zu seiner Tochter führt, die er jedoch nicht als solche kennenlernt. Eigentlich wollte ich erzählen, wie Fabers spontaner Impuls fast im Keim erstickt worden wäre, weil das GPS-Signal seines Smartphones seinen Standort verraten hat, wie ihn aber die Technik rettet, indem ihm das Google Glass, das er im letzten Moment aus der Tasche hervorzieht, signalisiert, dass es sich bei dem Mann, der ihm auf der Herrentoilette entgegenwalzt, der jedoch ausgerechnet an jenem Morgen seinen Ausweis im Büro vergessen hat, also von einem Mitpassagier ununterscheidbar ist, um einen Mitarbeiter des Bodenpersonals handelt, und wie Faber daher – im allerletzten Moment – auf einer am Fenster vorbeifliegenden Drohne entkommt.

Nun ist mir bei einer erneuten Lektüre aufgefallen, dass ich mir die Handlung des Romans falsch gemerkt habe, die Geschichte

verläuft anders: Faber wird gefunden, allerdings auf veraltete Weise (durch einen Zufall, menschliche Neugierde sowie eine eifrige Stewardess), besteigt eine ebenso veraltete Flugmaschine, ein viermotoriges Verkehrsflugzeug (eine Super-Constellation), bei der zwei Motoren ausfallen, sodass der Pilot in der Wüste notlanden muss. Hätte es damals Google-Brillen gegeben und Faber eine auf der Nase gehabt, hätte er sofort gewusst, dass es sich bei seinem Sitznachbarn Herbert um den Bruder seines ehemals besten Freundes Joachim handelt, und er hätte gewusst, warum ihm der Deutsche, der »sich vorstellte, noch ehe er angeschnallt war«, so bekannt vorkam.

Natürlich, wenn der Roman im einundzwanzigsten Jahrhundert spielen würde, wären Walter, Herbert und Joachim auf Facebook, sie wären sogar Facebook-Freunde, Hanna wäre anfangs auch mit ihnen befreundet gewesen, hätte sich aber zuerst von Walter, danach von Joachim entfreundet; Herberts Freundschaftsanfrage hätte sie abgelehnt. Es wäre gar nicht möglich gewesen, einander all die Jahre und so gründlich aus den Augen zu verlieren, und auch Ivy, Fabers Geliebte, hätte sich mit diesem gar nicht erst eingelassen, da ihr das Internet erklärt hätte, dass dieser Mann mit 88-prozentiger Wahrscheinlichkeit ihre Wiederverheiraturpläne abschmettern würde, vielleicht auch bloß 78-prozentiger, wenn das Internet bedenkt, dass Hanna ihn praktisch vor dem Altar, das heißt vor dem Standesbeamten, sitzen ließ, also die Absicht zu heiraten einst bestand. Vielleicht würde das allwissende Netz Ivy ebenso mitteilen, auf welchen Online-Dating-Plattformen Walter Faber ein Konto hat, wie viele Dates er bereits abgeschlossen hat und wie viele noch auf ihn warten. Und er, der Ausspionierte, hätte nicht vor ihr auf ein Schiff zu flüchten brauchen und wäre so Sabeth niemals begegnet.

An dieser Stelle möchte ich einhaken: Angenommen, Walter Faber hätte an Bord des Schiffes eine Google-Brille getragen, unerkennbar für seine Umgebung natürlich – bald wird man sie in normale Brillen einbauen können und sogar in Kontaktlinsen, die Forscher und Entwickler arbeiten bereits fleißig daran –, dann hätte

ihm der Mini-Computer an seiner Schläfe mitgeteilt, dass es sich bei der jungen Frau um die Tochter seiner Jugendliebe handelt. Geburtsort und -datum hätte er ebenfalls ausgespuckt, und die Schwangerschafts-Berechnung, ob es sich bei diesem Lebewesen um seine leibliche Tochter handeln könnte, hätte Faber getrost dem Computerhirn überlassen können, wahrscheinlich hätte ihn dieses vor einer inzestuösen Beziehung mit Sabeth gewarnt, eine künstliche Frauenstimme hätte ihm zugeflüstert, dass es sich mit 98-prozentiger Wahrscheinlichkeit um seine leibliche Tochter handle und er seine Finger von ihr lassen solle. Sabeth ihrerseits hätte ebenfalls eine Google-Brille getragen, eingebaut in die modische Sonnenbrille, die sie vor Sonne und schlechten Einflüssen schützen soll, und so hätte sie über das Abonnement der Firma, die Informationen über Individuen sammelt und verkauft, erfahren, dass es sich bei dem Fremden, der sich mit ihr anfreunden will, um ihren leiblichen Vater handelt.

Doch im Grunde wäre all das nicht notwendig gewesen, denn Walter hätte kurz nach Sabeths Geburt Hannas Twitter-Meldung gesehen:

Hanna Piper @hannapiper: Ich bin Mutter 😊!

Auf LinkedIn hätte Hanna bekannt gegeben, dass sie demnächst auf Mutterschaftsurlaub gehen wird, und auf Flickr hätte sie Fotos des Babys veröffentlicht, mit adretten Bildunterschriften. Auch wenn sich Hanna von Walter auf Facebook entfreundet hätte, wäre es für Walter leicht gewesen, Einblicke in Hannas und Elisabeths Leben zu erhalten; für viele Jahre spurlos zu verschwinden, bedarf heutzutage einer digitalen Enthaltensamkeit, die mit einer veritablen Anstrengung verbunden ist –

übertreibe ich? Heutzutage wird es als *Virtual Identity Suicide* bezeichnet, wenn man sein Profil auf Facebook löscht, man kann dies selbst tun oder seinen Suizid bei einem Programm, der *Suicide Machine*, bestellen.¹ Und auch die User-Zahlen unterstützen die

Theorie des unaufhaltsamen Vormarsches des virtuellen sozialen Lebens: Facebook verzeichnete Ende Jänner 2014 insgesamt 1,228 Milliarden User weltweit, davon 282 Millionen in Europa² – 27,38 Millionen in Deutschland und 3,24 Millionen in Österreich³. Instagram, der Fotodienst, der von Facebook gekauft wurde, gab im März dieses Jahres an, dass er nun von mehr als 200 Millionen Menschen benutzt würde⁴, Twitter hat 232 Millionen aktive User weltweit, Google+ 300, Xing 12,65, davon 5,91 Millionen in Deutschland, Österreich und der Schweiz⁵, usw. Die Liste der Sozialen Netzwerke, die zurzeit online sind, ist lang, es gibt Flickr, Foursquare, Last.fm, Delicious, Scribd, Slideshare, Covestor, Pinterest, tumblr, Goodreads und WhatsApp, um nur einige zu nennen. Bei jeder Plattform muss man registriert sein, um mitmachen, das heißt, seinen digitalen Kopf-, Hand- und Fußabdruck hinterlassen zu dürfen, und jedes Netzwerk bedankt sich, indem es sich jeden Besuch merkt.

Wie kann es unter diesen Umständen (bei diesen Zuständen) noch zu Zufallsbegegnungen kommen? Ein Walter Faber, der von einem Zufall zum nächsten taumelt, erscheint in der heutigen Welt als Anachronismus (und vielleicht sogar als asozial, denn es erfordert eine gewisse Entschlossenheit, sich all dem zu verweigern). Die Netzgemeinschaften ermöglichen das Teilen, teilen im Internet-Sinn bedeutet so viel wie: zeigen, zum Mitmachen einladen, austauschen. Ihr Prinzip ist das eines Clubs, man muss Mitglied sein, um sich etwas zeigen lassen zu können und selbst etwas zeigen zu dürfen – wobei das Selbst nicht unbedingt das tatsächliche Selbst sein muss: Man kann unter einem anderen Namen mitmachen oder sich überhaupt eine vollkommen andere Identität zulegen, ein anderes Geschlecht, ein anderes Alter, eine andere Lebensgeschichte. So gesehen sind sehr wohl Zufälle möglich, ebenso Zufallsbegegnungen: Doch falls sich zwei Freunde in der virtuellen Welt begegnen, beide ausgestattet mit einer Internet-Identität, werden diese wohl kaum dahinterkommen, dass es sich bei der *gefälschten* Person, mit der